Die Erben von Senkenberg.

Kriminalroman von Erich Ebenstein.

(9. Fortsetzung.)

Nach Hause gekommen, fand er einen Brief von Melitta v. Brankow vor. Sie hatte ihm schon öfter geschrieben, aber nichts von Belang.

Daß ihr Vater, in unversöhnlichem Zorn über ihre Halsstarrigkeit und besonders die Flucht ihr ein für allemal verboten habe, wieder heimzukehren. Daß Tante Ada zwar recht lieb sei, sie aber doch das Gefühl habe, in dieses Haus nicht recht hineinzupassen mit ihrer Stimmung. Die Hofrätin sei eine lebenslustige alte Wienerin, die ohne Konzerte, Theater, Gesellschaften und besonders Spielpartien nicht leben könne. Sie hielte sehr auf herkömmliche Formen, und sie sei ganz entsetzt über Melittas „überspannte Idee, einen des Mordes Angeklagten zu lieben". . .

Also suche sie fleißig nach einer passenden Stellung. Womöglich recht weit weg von Wien.

Der heutige Brief war nur kurz und scheinbar in großer Eile hingekritzelt.

„Habe soeben den Kontrakt für eine Stellung unterzeichnet, die ganz meinen Wünschen entspricht. Schloß Mauerberg im Böhmerwald. Einsam, wie es heißt, sehr schöne Gegend. Bloß zwei Damen, Mutter und Tochter, denen ich Gesellschaft zu leisten habe. Muß morgen schon dahin abreisen und schreibe alles Weitere von Mauerberg aus. Für heute wollte ich Ihnen bloß sagen, daß ich vor zwei Stunden am Graben zufällig Dr. Richter getroffen habe. Er schien mich nicht zu erkennen, obwohl er mir ziemlich dreist ins Gesicht starrte. Komisch, nicht? Wenn man doch vier Wochen hindurch sich fast täglich auf derselben Treppe begegnet ist!! Uebrigens sieht er ziemlich anders aus als früher. Wer ihn nicht so oft gesehen hat wie ich, würde ihn vielleicht kaum wiedererkennen. Aber ich muß schließen, da tausend Dinge auf mich warten, die noch erledigt sein wollen vor der Abreise."

Hempel las den Brief mehrmals. Dann starrte er nachdenklich vor sich hin.

Warum schrieb sie ihm das wegen Richter? Sie war in Eile, und eigentlich war ja eine flüchtige Begegnung mit einem Menschen, der ihr nur als zufälliger Hausgenosse bekannt war, belanglos.

Verband sie eine bestimmte Absicht damit? Wollte sie vielleicht bloß seine Aufmerksamkeit wieder auf Richter lenken? Weshalb?

Er fand keine Antwort darauf. Aber seine Unruhe wuchs mit jeder Minute.

Und plötzlich kam ihm eine erlösende Idee.

Eisler! Daß er daran nicht gleich gedacht hatte! Eisler, der ja auch im Brankowschen Hause aus- und eingegangen war, der Richter kennen und unbedingt wissen mußte, ob Mutter Rabl irgendwelche Beziehungen zu ihm gehabt hatte!

Schon lange hatte er überhaupt den Wunsch gehabt, mit Eisler persönlich in Verbindung zu treten. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß der junge Mann, wenn es gelang, sein Vertrauen zu gewinnen, ihm in irgendeiner Weise einen Anhaltspunkt geben könne, nach welcher Richtung der Mörder zu suchen war.

Aber Wasmut hatte bisher immer die Erlaubnis dazu verweigert.

Es geht nicht. Warte, bis die Untersuchung abgeschlossen ist, dann vielleicht. Jetzt kann ich die Verantwortung nicht übernehmen — Du bist zu sehr „Gegenpartei."

Nun mußte Hempel ihn sprechen, wenn Wasmut noch so sehr dagegen war! Und er hatte sich auch schon einen Weg dazu ersonnen.

X.

Felix Eisler stand am Fenster seiner Zelle und starrte mit leerem Blick in den düsteren Hof des „grauen Hauses" hinab, dessen Mauern ihn gefangen hielten.

Da momentan nur Angeklagte der niederen Stände im Untersuchungsgefängnis untergebracht waren, bewohnte er die sogenannte „Intelligenzzelle" allein.

Und das war so ziemlich der einzige Trost, den er hatte. Denn mit anderen, — vielleicht schwatzhaften oder gar indiskreten Leuten zusammengesperrt zu sein — Tag und Nacht ohne die Möglichkeit, sich ihrer Gesellschaft zu entziehen — das wäre mehr gewesen, als seine ohnehin bis zur Erschöpfung alterierten Nerven ertragen hätten.

Es war ja so schon alles scheußlich genug ringsum. Die schmutzigen, grauen Mauern, der immer mit schwärzlichem, klebrigem Kot bedeckte Hof unten, das rohe Gebaren der Wärter — ach, kaum zu ertragen war es!!

Und die kleinen Gitterfenster, die immer von allen Seiten des engen Hofes herüberstarrten wie boshafte, halb zugekniffene Augen. Und die grünen Wagen, die jeden Tag da unten unter dem Hallo der Justizsoldaten in den Hof rasselten, um ihren traurigen und widerwärtigen Inhalt auszuspeien. . .

Da brachten sie eben wieder solch einen Zellenwagen. Eisler sah gedankenlos zu, wie er sich entleerte.

Elendsfigur um Elendsfigur! Berufseinbrecher, Plattenbrüder, Defraudanten, Diebinnen und Hochstapler. Den Beschluß bildete ein feiner Herr. Tadelloser schwarzer Anzug, flott aufgezwirbelter Schnurrbart, goldener Zwicker, Krawatte nach der letzten Mode.

In den Widerwillen, mit dem Eisler von oben hinabstarrte, mischte sich etwas wie Neugier.

Was der wohl angestellt haben mochte? Er sah weder unglücklich noch beschämt aus. Ein freches, beinahe stolzes Lächeln umspielte seinen Mund.

Dann wurde der ganze Trupp der Aufnahmekanzlei zugetrieben. Die alte, unheimliche Stille lagerte über Haus und Hof.

An Eislers Zellentür wurde der Schieber zurückgeschoben. Einer der Hilfsaufseher steckte den Kopf herein und griff nach der leeren Menagetasse, in der er zwei Stunden zuvor dem Gefangenen das Frühstück gebracht hatte.

Dabei sagte er lächelnd: „Na, jetzt werden S' wohl auch Gesellschaft bekommen. Unter den „Frischg'fangten" is der Baron Mikosch von Mikoschlav". Der kommt sicher nur in die Intelligenzzelle! Da wer'n ma was daleben, sag' ich Ihnen, Eisler!"

Eisler hatte sich erschrocken umgedreht.

„Wer ist das?"

„Was — den kennen S' nicht? Den Hochstapler, der was den Leuten nur gleich die Millionär aus der Taschen g'lazelt hat? Seit drei Monaten suchen s' ihn wie a Stechnadel!"

Unten in der Aufnahmekanzlei nahm der Beamte eben dem so lange vergeblich gesuchten Hochstapler das Nationale ab.

„Sie sind der Lajos Nagy, der sich für einen Baron Mikosch ausgab?"

„Man sagt so."

„Geboren in Körmend?"

„Man sagt so."

„Seit Jahren ohne Erwerb und nur vom Betrug lebend?"

„Man behauptet es."

Die Antworten kamen prompt mit leicht ungarisch gefärbtem Akzent, von höhnischem Lächeln begleitet.

Der Beamte verlor die Geduld. Er beeilte sich, den Mann unter das Maß zu stellen, seine Zähne zu untersuchen und das Kleiderverzeichnis aufzunehmen.

Dann ließ er ihn abführen.

„Man wird mich hoffentlich in die Intelligenzzelle bringen?" sagte der „Baron" arrogant. „Meine Bildung berechtigt mich, zu erwarten. . ."

„Ja, ja, schon gut! Fort mit Ihnen!"

Eisler stand noch immer am Fenster, als die eisenbeschlagene Zellentür sich öffnete und man den „Baron" hereinschob.

Er wandte sich gar nicht um, fest entschlossen, keinerlei Gemeinschaft mit dem lästigen Kameraden zu pflegen.

Der Baron stolzierte indessen dreist in dem Raume herum und machte über alles laute Bemerkungen.

„Unglaublich, solch' eine Höhle gebildeten Menschen zuzumuten! So eine Pritsche nenen sie „Bett"! Und die dicken Eisenstäbe an den Fenstern! Hüt — denken wohl, daß man auskneifen möchte? Bassama teremtete! Ungar gibt sich nie verloren! Ist immer unschuldig wie naigebornes Kind!"

So trieb er es laut und lärmend eine Weile, dabei manchmal verstohlen nach dem Guckloch der Tür schielend, an dem sich ab und zu ein neugierig grinsendes Gesicht zeigte.

Für den Wachposten und die eben dienstfreien Aufseher waren Leute wie dieser ungarische Baron jedesmal ein Gratistheater.

Plötzlich machte der Ungar eine tiefe ironische Verbeugung gegen das Guckloch.

„Große Ehre für ungarische Nation, daß dumme Daitsche ungarischen Kavalier bewundern! Eljen — Publikum!"

Wie der Blitz verschwanden die Köpfe vom Guckloch und man hörte nach beiden Korridorseiten sich entfernende Schritte.

Aufatmend trat der „Baron" zu Eisler ans Fenster.

„Gottlob, wir sind allein. Jetzt rasch die Zeit benützt. Wann gibt's die Mittagsmahlzeit?"

Er sprach nun völlig ohne fremden Akzent.

Eisler starrte ihn verblüfft an.

„Um halb zwölf. Warum?" antwortete er mechanisch.

„Weil ich einzig und allein gekommen bin, um Sie zu sprechen. Die Maske des Hochstapler sollte mir nur Eintritt verschaffen, aber das erste Verhör muß den Betrug natürlich ans Licht bringen. . ."

„Mein Gott — wer sind Sie? Was veranlaßt Sie. . ."

„Namen tun nichts zur Sache und der meine ist Ihnen völlig unbekannt. Ich bin von Fräulein v. Brankow beauftragt, Ihre Unschuld ans Licht zu bringen. Leider scheint dies sehr schwierig!"

Eisler hatte wie erstarrt zugehört. Jetzt packte er den andern wild am Arm.

„Von ihr!! Sagten Sie von Melitta Brankow? Sie glaubt also an meine Unschuld?"

„Felsenfest. Ich auch. Aber das genügt nicht. . ."

„O, erzählen Sie mir von ihr! Leidet Sie sehr unter meiner Schmach? Liebt sie mich noch? Denn wenn Sie von ihr gesandt sind, müssen Sie auch wissen. . . stammelte Eisler verwirrt.

„Daß in diesem Punkt Ihre Aussage vor dem Untersuchungsrichter falsch war. Ja, das weiß ich. Und die Gefühle, die dieses schöne stolze Wesen für Sie hegt, Herr Eisler, sind von erhabener Tiefe, daß ein Leben Ihrerseits kaum genügen wird — diese Schuld ganz abzuzahlen! Fräulein v. Brankow hat mit ihrer Familie gebrochen um Ihretwillen und weilt gegenwärtig als bezahlte Kraft unter fremden Leuten, weil sie von Ihnen nicht lassen wollte. Sie sendet Ihnen tausend Grüße und den Befehl, mutig in die Zukunft zu blicken!"

Ernst und feierlich klangen die Worte an die Ohren des Gefangenen, der erschüttert auf einen Stuhl gesunken war und das Gesicht in den Händen vergrub.

Seine in Gram und Finsternis versunkene Seele konnte den blendenden Strahl kaum ertragen, den ein Gott ihm sandte.

Sie liebte ihn! Sie glaubte an ihn! Um seinetwillen hatte sie alles geopfert!

Dieser Engel! Diese Königin, die seine brennende Sehnsucht kaum mehr in Gedanken zu suchen wagte, weil ihm unmöglich dünkte, daß sie allein ihm treu geblieben sei in der Nacht des Elends, die über ihn hereingebrochen war wie eine elementare Katastrophe.

Sein Zellengenosse stieß ihn leise an.

„Allons! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Man kann mich jeden Augenblick zum Untersuchungsrichter rufen. Denken Sie später an Fräulein Melitta und beantworten Sie jetzt gefälligst meine Fragen."

„Was wünschen Sie zu wissen?"

„Vor allem, ob Dr. Richter — Sie kennen ihn doch?"

„Ja! Er wohnte im Brankowschen Hause."

„Also: Ob er mit Ihnen oder Frau Rabl bekannt war? Ich meine: persönlich!"

„Nein!"

„Wissen Sie das auch in bezug auf Ihre Patin ganz bestimmt?"

„Jawohl. Sie grüßten einander gar nicht."

„Er machte auch nie den Versuch, sich ihr zu nähern?"

„Bestimmt nicht! Sie hätte es mir erzählt."

„Was machte er Ihnen für einen Eindruck?"

„Den eines stillen, harmlosen Gelehrten, der entweder sehr zerstreut oder etwas hochmütig ist. Ich grüßte ihn anfangs, wenn wir uns zufällig begegneten; aber er schien es nicht sehen zu wollen oder hatte es wirklich nicht bemerkt. Da gab ich es auf."

„Was ist es mit den als Ihr Eigentum bezeichneten Ohrgehängen? Sprachen Sie da vor dem Untersuchungsrichter wirklich die Wahrheit?"

„Vollkommen! Ich habe sie weder je zuvor gesehen noch von ihnen gehört."

„Sonderbar! Frau Rabl sprach nie von einem Geheimnis, das sie wisse?"

„Nie, bis auf jene letzte Andeutung im Garten, als sie meines Geburtstages erwähnte."

„Standen Sie dabei der Straße oder dem Hause näher?"

„Kaum drei Schritte von der Haustür."

„Sagte Frau Rabl es laut oder leise?"

„Im gewöhnlichen Sprechton."

„Wenn Dr. Richter also noch aufgewesen wäre und innerlich der Läden die Fenster offen gestanden hätten, hätte er sie hören müssen?"

„Unbedingt! Aber es war kein Licht mehr in seinen Zimmern und die Rollbalken niedergelassen. Ich glaube bestimmt, er schlief schon."

„Möglich. Und nun besinnen Sie sich so gut als möglich um Jahre zurück, auf die Zeit, da Ihre Mutter noch lebte. Sie waren damals noch ein Kind. Aber es ist doch denkbar, daß Ihnen irgend ein Wort im Gedächtnis haften blieb. Sprach auch sie nie von einem Geheimnis?"

(Fortsetzung folgt).

— Ungünstige Zeit. Stromer (zum andern, den er vor dem Gefängnis trifft): „Du, laß Dich jetzt nur nicht einsperren! Die Tochter vom Gefängnisaufseher lernt grad 's Kochen!"

Sprüche.

Von Adelhid Stier.

Nicht jeder die feine Gabe hat,
Sich selbst und andern zum Frommen
Mit tröstendem Wort und helfender Tat
Zur rechten Zeit zu kommen.

*

Das sind die lieben, warmen Seelen,
Die viel verzeihen und viel verstehen,
Weil sie anderer Schwächen und Fehlen
In der eigenen Sonnenbeleuchtung sehen.

Der Spion.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1812.
Von Maud von Couring.

Der Morgen begann schon zu grauen, als zwei französische Kürassieroffiziere vor dem Tor des ostpreußischen Herrenhauses haltmachten, mühsam, denn sie waren halb erstarrt vor Kälte, von den Pferden krochen und klingelten.

Das Bellen zweier Hofhunde war die einzige Antwort. Dann war es wieder so still wie vorher.

Die Offiziere trampelten mit den Füßen, schlugen sich die Arme gegen den Leib, um sich zu wärmen, und begannen nach Soldatenart zu fluchen, als sich an den Fenstern des Hauses ein Licht zeigte, ohne daß geöffnet wurde. Der jüngere zog jetzt von neuem und wütend an der Klingel. „Sacré nom de Dieu! Sales Prussiens!"

„Genug," fiel ihm der ältere in den Arm, „man kommt schon. Ich höre Tritte."

Und so war es.

Von dem gepflasterten Hof her erklangen langsame und schlürfende Schritte. Dann schob eine Hand vorsichtig den Riegel beiseite, und gleich darauf fragte eine gedämpfte Stimme vorsichtig: „Wer ist da?"

Der ältere Offizier, der in der Zwischenzeit einen Befehl aus der Manteltasche hervorgeholt hatte, verlas den Wortlaut der Order, die den Offizieren das Haus zur Durchsuchung zur Verfügung stellte. Als der Diener an dem Tor immer noch zögerte, ja sogar den Riegel wieder zurückschieben wollte, donnerte es ihn an: „Nom de Dieu! Oeffnen! Befehl des Kaisers!"

Jetzt wurde der Riegel vorsichtig beiseite geschoben und das Tor geöffnet. Der Diener trat hervor und stammelte ängstlich: „Außer der Frau Gräfin und der jungen Komteß ist kein Mensch im Hause."

Die Offiziere schritten, die Pferde am Zügel hinter sich herziehend, in den Hof und achteten in keiner Weise auf das, was der alte Mann, der nun neben ihnen zum Stall ging, noch daherredete.

Angenehm war die Arbeit nicht, die sie zu erfüllen hatten. Ein Spion, der sich mit wichtigen Papieren zu den Russen durchgeschlagen hatte, wurde von dort mit Informationen für Berlin zurückerwartet, und es war nur zu wahrscheinlich, daß er hier die Grenze überschreiten würde. Es war die Zeit vor der Tauroggener Konvention, und, nach den Niederlagen der großen Armee in Rußland, die Zeit, da sich die französische Besatzungsarmee in Deutschland nicht mehr sicher fühlte und aller Orten auf Helfershelfer des „Feindes" und auf Spione fahndete. Nach den Meldungen, die ihm geworden, hatte der Marschall Macdonald die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser gräfliche Herrensitz in irgendeiner allzuengen Beziehung zu den Patrioten stände und Spionen Vorschub leiste. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, hatte er die Einquartierung der beiden Offiziere verfügt und ihnen befohlen, das Haus zu durchsuchen und Tag und Nacht zu überwachen.

Im Stall war vollauf Platz, denn das jahrelange Wüten des Krieges hatte dafür gesorgt, daß alle Stände leer waren und die Krippen und Raufen ohne Heu und Hafer. Der alte Diener übernahm es, die Pferde zu besorgen, und die beiden Offiziere begaben sich in das Haus.

Die Gräfin, die sich sofort erhoben hatte, als sie das Klingeln vernommen, empfing die Feinde mit der Würde und Freundlichkeit der großen Dame von Welt, die sich die Demütigung nicht anmerken lassen will, die ihr der Feind im Lande und ein aufgezwungener Besuch bereitet. Nur um die Mundwinkel zuckte es verräterisch, als sie die beiden aufforderte, ihre Zimmer zu besichtigen, die sie für sie bestimmt, und den Diener, der mittlerweile wieder nach oben gekommen war, anwies, den Herren den Weg zu zeigen.

Die beiden Offiziere, von der Haltung der Gräfin eingeschüchtert, sahen sich verstohlen und betroffen an und verwünschten heimlich ihren peinlichen Auftrag, eine solche Frau ausspionieren zu müssen.

„Meine Tochter und ich sind augenblicklich die einzigen Bewohner des Hauses," fuhr sie nach ihrer Begrüßung mit ihrer silbern tönenden Stimme, die von Kultur und Lebensverfeinerung erzählte, fort, „aber wir werden alles tun, um Ihnen den Aufenthalt in unserem Hause so angenehm wie möglich zu machen. Wenn Sie wieder herunterkommen," fügte sie dann noch hinzu, „werden Sie Ihr Frühstück vorfinden."

Die Abwesenheit der Offiziere war nur von kurzer Dauer. Als sie in das Eßzimmer traten, ging ihnen die Hausherrin entgegen und sagte, nachdem sie ihnen ihre Tochter vorgestellt hatte: „Meine Tochter hat gerade einen schweren Typhusanfall überwunden, leidet aber immer doch an heftigen Kopfschmerzen. Daher muß sie sich immer noch schonen und auch das Tuch um den Kopf tragen."

Tatsächlich sah auch das junge Mädchen, das sich zur Begrüßung erhoben hatte, blaß und leidend aus. Ihre blauen Augen waren schwarz umrändert und ihr Kopf in einen Spitzenschal gehüllt. Nachdem sie sich wieder gesetzt hatte, beantwortete sie die aus Höflichkeit an sie gerichteten Fragen kaum und streifte die Fremden nur hie und da mit einem gleichgültigen Blick. Die Mutter trug die ganzen Kosten der Unterhaltung.

Nach dem Essen begannen die beiden Offiziere ihren Dienst und durchsuchten das Haus, wie ihnen befohlen war. Da das Gebäude alt war und eine Menge Winkel, Ecken und Gerümpel hatte, war es nicht leicht, dem Befehl nachzukommen. Auch das Durchsuchen der beiden Zimmer, in denen die Damen wohnten, konnten sie nicht unterlassen, unterzogen sich dieser Aufgabe jedoch mit mehr Takt als Gründlichkeit. Während sie sich in dem Zimmer der Komteß befanden, saß diese am Schreibtisch und hatte, von Scham überwältigt, ihr Spitzentuch gelöst und über das Gesicht hinabfallen lassen.

Das Resultat der Hausdurchsuchung war ein gänzlich negatives. Sie hatten nichts gefunden und richteten sich nun ein, um den zweiten Teil ihres Auftrages zu erfüllen, das Haus zu überwachen, bis weiterer Befehl ihnen neue Aufgaben zuwies.

Das Diner wurde in dem großen Eßzimmer serviert und war den Umständen entsprechend sehr einfach da der Krieg fast alle Vorräte aufgezehrt hatte. Auch die Schüsseln waren von schlechtem Material da die Not es erfordert, alles Silber zu schmelzen. Nur das Kristall sprach noch von besseren Zeiten und der alte, goldene Rheinwein, der letzte eines einst berühmten Kellers.

Trotz der Umstände war die Stimmung eine gute, und selbst die Komteß war guter Laune. Ihre noch am Morgen blassen Wangen waren gerötet, und ihre blauen Augen funkelten förmlich vor Lebensfreude. Den weißen Spitzenschal hatte sie gegen einen schwarzen vertauscht, eine Veränderung, die ebenfalls ihr Aussehen nuanzierte. Als ihr Spitzenschal sich bei einer unvorsichtigen Bewegung jäh löste und herabfiel, kamen zum Erstaunen der Fremden braune, kurzgeschnittene Haare zum Vorschein. Sofort brachte sie den Schal wieder in Ordnung und steckte auch die Rose, die sie kokett über dem rechten Ohr getragen, wieder fest. Dann sagte sie erklärend, nachdem sie einen Augenblick überlegt: „Schon besser, ich sage die Wahrheit. Ich trage den Schal nicht, wie meine Mutter heute morgen gesagt hat, weil ich Kopfschmerzen habe, sondern, weil ich kurze Haare trage. Als ich mein starkes Fieber hatte, mußte es abgeschnitten werden. Da sehen Sie!" Damit nahm sie das Tuch vom Kopf, und die Rose fiel abermals auf den Tisch. Trotz der kurzen Haare war sie immer noch schön, ja, sie hatte sogar an Eigenart gewonnen, und der jüngere der beiden Offiziere lugte mit Bewunderung zu ihr hinüber.

Nachdem sie das gesagt, bedeckte sie ihren Kopf von neuem mit dem Schal.

Als die beiden Offiziere sich nach dem Essen zurückgezogen hatten, warnte der Aeltere seinen Kameraden und sagte ihm: „Nimm dich nur ja in acht, damit das Mädchen dich nicht zum Narren hält."

„Keine Angst", erwiderte der andere lächelnd. Mit einem Lächeln, das Selbstzufriedenheit ausdrückte, und das dem anderen noch mehr bestätigte, daß er recht gesehen.

An den nun folgenden Tagen bekamen sie die Damen, deren Hauptliebhaberei ein kleines Treibhaus zu sein schien, das sie mit einem Gärtner instand hielten, nur selten zu sehen. Das junge Mädchen erschien des Morgens wieder mit ihrem weißen Schal und des Abends mit ihrem schwarzen. Und das immer mit einer roten, dem Treibhaus entnommenen Rose.

*

Das Diner war fast noch lustiger als am Tage vorher, und wieder vermochte der junge Offizier seine Augen fast nicht von der Komteß fortzuwenden, so hatte sie ihn wieder bezaubert. Und sie, sie ließ es sich nicht nur gefallen, sondern erwiderte seine Blicke sogar auf das glühendste.

Nach dem Essen setzten sie sich zusammen und unterhielten sich.

Der alte Diener brachte nun eine alte, mit Spinnegeweben überzogene Flasche Portwein, und die Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Dann war das junge Mädchen plötzlich aus dem Zimmer verschwunden und der junge Offizier mit ihr. Wie und wann das geschehen, hatte zunächst niemand bemerkt. Auch sein älterer Kamerad nicht. Er hatte sich zu eifrig mit dem alten Portwein eingelassen und den Erzählungen seiner Wirtin gelauscht.

Es war schon lange nach Mitternacht, als er sich empfahl und „Gute Nacht!" sagte.

Am nächsten Morgen um vier Uhr bekamen die Offiziere den Befehl, wieder zu ihrem Regiment zu stoßen, und brachen ohne Abschied unverzüglich auf.

Als sie durch Nebel und Eis in die schwarze Nacht hinausritten, war der jüngere der beiden sehr schweigsam.

„Waren keine üblen zwei Tage," brummte der ältere und dachte dabei an den Wein.

„Sicher nicht," erwiderte der jüngere mit einem Lächeln und griff dabei mit der linken Hand tastend an die Brust.

Als sie im Lager ankamen, eilte ihnen ein Kamerad entgegen und rief ihnen schon von weitem zu: „Verfluchte Geschichte! Der Spion ist uns doch durch die Lappen gegangen! Heute morgen ist er über die Grenze! Seine Zwillingsschwester haben wir gestern abend gefaßt und haben sie noch, aber die hat nicht ein kompromittierendes Papier bei sich. Da wir sie abfaßten, als sie in der Richtung von Rußland kam muß sie ihren Auftrag schon irgendwo erfüllt haben. Da ist sie übrigens. Die Leute vom Lande sagen aus, daß sie und ihr Zwillingsbruder sich so ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen. Nur, daß sie etwas blasser und magerer ist als er."

Da stand sie mit ihrem weißen Spitzenschal und bedeckte ihre bleichen Wangen, den junger Offizier mit einem diabolischen Lächeln begrüßend.

„Nom de Dieu," entfuhr es dem älteren Offizier. Der jüngere aber sagte kein Wort. Ihm wollte es gar nicht in den Kopf hinein, daß gerade die Schwester gestern abend gefangengenommen worden war. — Wer war denn das gewesen, die er an sein Herz gepreßt, und die er um Mitternacht in der Halle geküßt hatte?

Wieder tastete er mit der Hand nach der inneren Brusttasche seiner Uniform, und dann warf er ein Etwas mit raschem Wurf wütend von sich — eine alte, verwelkte Rose.

Maler und Rekrut.

Eine hübsche kleine Anekdote aus dem Leben des dahingeschiedenen französischen Malers Detaille erzählt Jules Claretie. Der Künstler war durch seine Soldatenbilder und durch seine Schlachtengemälde bereits berühmt geworden. Eines Tages erscheint in seinem Atelier ein junger Rekrut. Detaille fragt den ungewöhnlichen Besucher nach seinem Begehr und erfährt als Antwort, daß der junge Krieger gekommen sei, um sich zu erkundigen, „ob der Herr Detaille vielleicht nicht so gut sein wolle, sein Bild „abzuziehen", er brauche ein Porträt von sich". „Wer hat Sie zu mir geschickt?" „Ach, Regimentskameraden haben mir gesagt, daß Sie so gute Bilder machten, und daß sie auch ähnlich seien. Und sehen Sie, ich möchte so gern mein Bild den Eltern zu Weihnachten schicken. Wieviel würden Sie mir dafür berechnen?" Der Künstler lächelte und fragte dann: „Nun, wieviel haben Sie denn da in Ihrer Tasche?" „26 Franken", lautete etwas zögerden die Antwort; dabei zog der wackere Rekrut sein bunt gewürfeltes Taschentuch hervor, knüpfte die Knoten auf und zählte dem Meister vier Silberstücke und einen Haufen von Sous vor. Detaille sah vergnügt zu und sagte kein Wort. „Ist das vielleicht nicht genug?" fragte verschüchtert der junge Kriegsmann, aber der Künstler beruhigte ihn: „O freilich, vollkommen genug. Kommen Sie her, mein Lieber, hier setzen Sie sich einmal hin!" Der Rekrut wurde auf einen Stuhl gesetzt, der Maler nahm Pinsel und Palette, und mit ein paar raschen Strichen skizzierte er ein lebensvolles Porträt des jungen Soldaten. „Da haben Sie Ihr Bild," sagte er, als die Arbeit getan war, Sie müssen mir denn aber auch mitteilen, ob Ihre Eltern damit zufrieden waren." „Das hoffe ich," meinte der Soldat; dann blickte er auf die Leinwand und meinte beruhigend: „Oh, das ist gar nicht so übel." Und wieder begann er dem Meister seine Soustücke vorzuzählen. Aber Detaille schüttelte den Kopf: „Nein, das behalten Sie bitte für sich. Nehmen Sie Ihr Geld wieder mit. Aber ich stelle dabei zwei Bedingungen. Erstens: Sie vertrinken dieses Geld auf mein Wohl. Zweitens aber: Sie schicken mir keinen Kameraden von Ihrem Regiment. Ich würde sonst gar zu viel zu arbeiten haben."

— Kathederblüten. „Eine ausführlichere Erklärung muß ich bei meiner augenblicklichen Beschränktheit unterlassen; denn es ist fast schon 1 Uhr mittags."

„Von dem plötzlich eingetretenen Notstand lieferte u. a. ein Stuhl ohne Lehne und Füße, der auf der Straße stand, einen redenden Beweis."

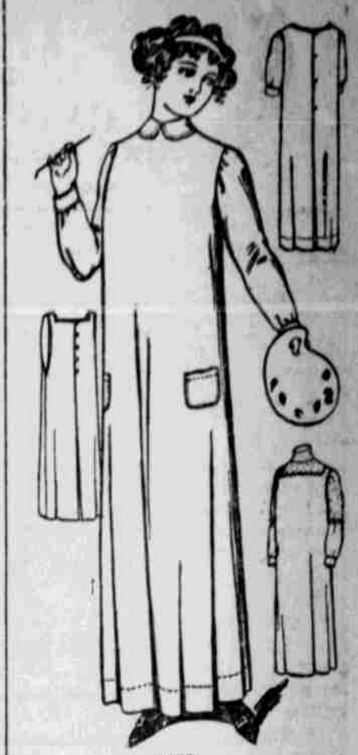
— Enttäuscht. Dichter: „Hatten Sie die Gewogenheit, das von mir eingereichte Lustspiel einmal durchzusehen?"

Direktor: „Ja, nur habe ich leider sehr viel streichen müssen!"

Dichter (freudig): „Sie wollen es also aufführen?"

Direktor: „Hm, lieber Freund. . . was da übrig geblieben ist, ist aber eigentlich gar nicht mehr der Mühe wert."

Unsere Schnittmuster-Offerte



9453.

Praktische, komfortable und einfache Arbeitsschürze.

Gingham, Jean, Alpacca oder Linnen können für dieses Modell benutzt werden. Es ist nach einfachen Linien geschnitten, in loser Sad-Facon. Es kann auch ohne Aermel und Kragen gemacht werden, wie illustriert. Das Muster ist in 3 Größen geschnitten: klein, mittelgroß und groß. Es benötigt 4½ Yards 36zölligen Stoff für die mittlere Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

„Neuer Herbst- und Winter-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne" für 10 Cents zugesandt."

PATIERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — es
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No..... Straße.....
..... Stadt .....

Diamantförderung in Südwestafrika.

In der Presse des deutschen Schutzgebietes finden sich Angaben über die gesamten seit dem Jahre 1908 bis Ende September 1912 von der Diamantregie verwerteten südwestafrikanischen Diamanten. Im Jahre 1908, wo im Juli die ersten glitzernden Steine bei Lüderitzbucht gefunden wurden, verkaufte die Regie rund 16,000 Karat zum Preise von 343,000 Mark, so daß der Erlös durchschnittlich 21,75 M. auf den Karat betrug. Im Jahre 1909—10 wurden verkauft 709,000 Karat für insgesamt 21,049,000 Mark, was einem Durchschnittserlös von 29,67 Mark entspricht. Im Jahre 1910—11 wurden verkauft 793,000 Karat im Werte von etwas über 20¾ Millionen Mark, so daß der Durchschnittserlös nur wenig über 26 Mark betrug. Er sank im nächsten Berichtsjahr auf 25,81 Mark, denn die Verkaufsmenge ging herab auf 766,000 Karat im Werte von 19,785,000 Mark. Das letzte Jahr hat eine wesentliche Verbesserung gebracht. Zwar war die Ausbeute des Monats Mai mit 6[illegible],000 Karat geringer als der Durchschnittsmonat der Vorjahre, aber der Durchschnittserlös war höher, und die folgenden Monate haben noch bessere Erträge ergeben, insbesondere, seitdem vom September ab die Pomonagrube in Angriff genommen worden ist. So wird der Gesamterlös dieses Monats in der erwähnten Nachweisung mit 26 Millionen Mark geschätzt. Insgesamt sind also seit Juli 1908 bis Ende September 1912 in Deutsch-Südwestafrika für rund 73,000,000 Mark Diamanten gefördert und verkauft worden.

Der berühmte Rhododendron im Viktoria-Hotel in Interlaken, wohl der größte in Europa, trug in diesem Sommer 800 Dolden mit rund 16,000 Blüten.